

ergänzen: Im Iran erscheinen jährlich dutzende Bücher von Stefan Zweig, die aber gar nicht von Stefan Zweig stammen. Iranische Autoren haben nämlich festgestellt, dass ihre Bücher ungehindert die ayatollahnische Zensur passieren, wenn sie unter dem Autorennamen Stefan Zweig erscheinen.

Mein Thema hier ist nicht der Literaturbetrieb, sondern das Aufbegehren gegen Regelmäßigkeit, die Grenzüberschreitung in Form und Inhalt, das Überwinden der unausgesprochenen, nicht festgemachten und doch vorhandenen Zensur. Ein Thema, von dem ich denke, es könnte ein Hebel sein, um über mein Schreiben nachzudenken. Tatsächlich weiß ich beim Schreiben nur vage, was sich tut. Es schreibt sich. Aber was passiert dabei in meinem Kopf? Ich werde mich hier sezieren, sage aber vorneweg, dass es auch der modernsten Hirnforschung bislang nicht gelungen ist, den Sitz der Genialität festzumachen, auch Bewusstsein und Gedächtnis sind der Neurologie ein Rätsel.

Also ist auch das Festmachen von innerer oder äußerer Zensur ein Ding der Unmöglichkeit. Man wird keine Ayatollahs finden. Die unbewusste Zensur hängt mit einem von Hegel geprägten Begriff zusammen, der jede Epoche mit einem bestimmten moralischen Ton durchdringt: dem Zeitgeist.

Als ich meinen ersten Preis erhielt, ein Stadtschreiber-Stipendium in Linz, war das Erste, was ich sah, als ich zur Preisverleihung kam, die Fußbekleidung des Hauptpreisträgers. Rudolf Habringer trug Schlapfen, scheußliche Kunstlederschlapfen,

wie ich sie mit Pflegeheimbewohnern oder Religionslehrern assoziierte. Das ging nun für einen Dichter überhaupt nicht. Wer gut schreibt, kann keine solchen Schlapfen tragen. Unmöglich! Habringer schreibt natürlich trotzdem gut. Auch in Texten gibt es solche Schlapfen, Dinge, die man sich einfach nicht anzieht, weil sie unmodern geworden sind. Ein paar Jahre später sieht die Sache aber oft schon wieder anders aus. Als ich fünfzehn Jahre danach mit dem Duo Attwenger aufgetreten bin, hatten die beiden Musiker genau die gleichen Schlapfen an, da waren sie schon wieder cool. Was nun die Schlapfen im Text anlangt, fällt es mir schwer, sie zu bestimmen. Eine Zeit lang waren es in der modernen Dichtung das Subjekt und der Reim. Heute sind es allzu blumige Metaphern oder Binsenweisheiten. Diese No-Gos ändern sich und sind schwer zu fassen. Es wäre trotzdem interessant, dem nachzugehen. Man kann nicht mehr so schreiben wie Rilke oder Kästner, nicht einmal, wenn man es kann. Zeitgeist!

»Ich habe keine Poetik, niemand hat eine Poetik, jedenfalls nicht, solange er Bücher schreibt.« Das stammt von Juli Zeh. Und weiter: »Poetik ist das, was Autoren erfinden, wenn sie zu einer Poetikvorlesung eingeladen werden. Poetikvorlesungen besitzen den Glaubwürdigkeitsgehalt einer Teleshopping-Präsentation.«

Warum ich es trotzdem mache? Weil ich hoffe, Erfahrungen zu machen, vielleicht sogar etwas zu lernen, und weil ich mich mit dieser Art Text schon lange nicht mehr auseinandergesetzt habe. Ich war ein-

mal bei einer Lesung in Mürzzuschlag, und der Büchertisch dort hat mich fast erschlagen. In den vergangenen dreißig Jahren habe ich nicht nur Romane und Krimis geschrieben, Gedichte, Theaterstücke und Kolumnen, sondern auch Kinderbücher, Opernlibretti, Lieder, Fußballkolumnen, Dialektgedichte und und und. Was ist los in meinem Kopf, dass er so unermüdlich Texte produziert? Jede Gattung birgt eigene Herausforderungen und diese Vielfalt, dieses immer wieder bei Null anfangen, finde ich reizvoll. Der Gattungswechsel ist ein Trick, mich aus dem Gewohnten herauszureißen. Warum also nicht auch einmal Selbstreflexives über das Schreiben?

Literatur entsteht durch Veränderung des Gewohnten, Irritation, Zerstörung des Bekannten, aus dem Wunsch, die Welt mit anderen Augen zu sehen, mit anderen Methoden der Erkenntnis. Wobei mir Erkenntnis zu hoch gegriffen ist. Oft weiß man ja als Autor überhaupt nicht, was man macht, schreibt sich der Text von selbst. Man schöpft aus einem trüben Teich namens Erinnerung, hat mit persönlichen Geschmäckern zu tun, deren Zustandekommen meist nicht nachvollziehbar ist, und versucht, das alles in einen diskursiven Zusammenhang zu stellen. Selbst in den Naturwissenschaften weiß man, dass der Beobachter das zu Beobachtende beeinflusst. Man spricht von Unschärferelation. Experimente im naturwissenschaftlichen Sinn darf man sich von Literatur nicht erwarten. Es gibt aber laborhafte Versuchsanordnungen.

Handkes Theaterstück ohne Worte »Die Stunde da wir nichts voneinander wußten«, oder Dieter Roths »Murmel Murmel«, ein Stück das nur aus der Wiederholung des Wortes Murmel besteht. Texthänger sind da nicht zu befürchten und das Regietheater hat alle Freiheiten.

Oder Georges Perecs »Anton Voyls Fortgang«. Ein Roman, der komplett auf den Buchstaben E verzichtet.

Es ließen sich noch weitere Beispiele nennen. Sie erinnern ein wenig an Erstbesteigungen. An den radikalen Aktionskünstler, der sich in mehreren Performances alle Körperteile amputieren ließ. Zuletzt war der Kopf an der Reihe. Bezeichnenderweise ist dieser Künstler in Vergessenheit geraten. Die Selbstentleibungsaktion hat ihm keinen Ruhm gebracht, gemahnt aber an eine Bestrafung im Spanischen Bürgerkrieg, worauf ich später noch zu sprechen kommen werde.

Schreiben ist eine körperlose Kunstform. Der Text wird zum Körper, der Körper des Autors ist nicht von Belang. Es gibt sogar ein Buch, das lediglich mittels Bewegungen eines Auges geschrieben worden ist. »Schmetterling und Taucherglocke« von Jean-Dominique Bauby, der nach einem Schlaganfall vollständig gelähmt gewesen ist. Sie kennen womöglich die Verfilmung. Ob das alles stimmt, bleibt dahingestellt.

Bezeichnenderweise wird in poetologischen Selbstaussagen von Schriftstellern der körperlichen Befindlichkeit wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

Dabei gelangt man auch hier an Grenzen. Ich erlebe manche Schreibphasen als Hochleistungssport, die an die Limits meiner physischen und psychischen Belastung gehen. In einem meiner allerersten Texte habe ich versucht, so lange wie möglich ohne Unterbrechung durchzuschreiben, das Denken durch konsequente Überforderung auszuschalten, um den Weg zwischen Hirn und Papier möglichst zu verkürzen. Das abends begonnene Experiment erstreckte sich bis zum Morgengrauen wurde aber niemals wiederholt.

Doch zurück zu den Beschränkungen durch selbst-auferlegte Regeln. In meiner Selbstfindungsphase als Schriftsteller hatte ich die Gewissheit, wenig Erzählenswertes erlebt zu haben, außerdem war mir die eigene Sprache zu gewöhnlich. Ich brauchte also ein Katapult, das mich auf eine andere Ebene brachte, um interessante Texte zu fabrizieren. Schreibverfahren, die mich inhaltlich und formal aus dem befangen machenden Biographischen hoben. Ich muss erwähnen, dass ich künstlerisch von der Malerei komme. Zumindest habe ich mir eine Zeit lang eingebelehrt, als Maler reüssieren zu können. Ich stamme aus einer sprachskeptischen Gegend in Oberösterreich, wo eine Haltung vorherrschte, die sich am besten mit Sätzen wie »nix gsagt, is globt gnu« und »der hert si a gern redn« wiedergeben lässt. Für meine Zeichnungen wurde ich bereits im Kindergarten gelobt, und das brachte mich auf die Idee, Künstler werden zu wollen. Irgendwann stand ich damit an.